

aus: Franke, Silke (Hg.): Armut im ländlichen Raum? Analysen und Initiativen zu einem Tabu-Thema. (Hanns-Seidel-Stiftung, Argumente und Materialien zum Zeitgeschehen Nr. 97), München 2015, [www.hss.de/publikationen/detailinformationen.html?tx_ddceventsbrowser_pi2\[publication_id\]=821](http://www.hss.de/publikationen/detailinformationen.html?tx_ddceventsbrowser_pi2[publication_id]=821) (abgerufen am 04.04.2015)

AUF VERWUNDBARKEITEN ACHTEN, RESILIENZ STÄRKEN

Perspektiven für widerstandsfähige und lernende ländliche Räume

MARTIN SCHNEIDER || Arm sein heißt verwundbar sein. Wer arm ist, dem mangelt es nicht nur an Einkommen. Es fehlen ihm oft die persönlichen, sozialen und strukturellen Ressourcen, um Krisen und Veränderungen zu bewältigen. Dies erfordert eine ganz besondere Fähigkeit: Resilienz. Auch Regionen, Städte, Dörfer können danach beurteilt werden, ob sie resilient sind. Wer die regionale Resilienz fördern möchte, sollte aber auf Wachstum verzichten, wenn er damit die Verwundbarkeit erhöht.

ARM SEIN HEIßT: VERWUNDBAR SEIN

Vulnerabilität meint einen Zustand, der durch Anfälligkeit, Unsicherheit und Schutzlosigkeit geprägt ist. Menschen, Bevölkerungsgruppen, Institutionen, Regionen sind verwundbar, wenn sie Schwierigkeiten haben, Krisen, Schocks oder Stress zu bewältigen.¹

Armut ist mehr als der Mangel an Einkommen

Das Konzept der Vulnerabilität führte der Wirtschaftsnobelpreisträger Amartya Sen Anfang der 1980er-Jahre in die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ein.² Der aus Indien stammende Volkswirt hat verschiedene Hungerkatastrophen analysiert. Ihm ist aufgefallen, dass Hunger nicht einfach eine Folge von Naturkatastrophen (Überschwemmungen, Dürre etc.) ist. Ernteausfälle werden zu Hungerkatastrophen erst durch das Fehlen kompensatorischer Sicherungsmaßnahmen sowie durch die Unfähigkeit oder den fehlenden Willen politischer Institutionen, im Interesse der Betroffenen zu handeln.³ Sens Hinweis wurde von Entwicklungs- und Armutsforschern breit rezipiert und weiterentwickelt. Gegenüber traditionellen Armutskonzepten ist damit ein Perspektivenwech-

sel verbunden. Der Fokus wird nicht nur auf den Mangel an materiellem Einkommen und auf die Verteilung von Gütern gelegt. Im Mittelpunkt steht die Frage, ob die zur Verfügung stehenden persönlichen, sozialen und strukturellen Ressourcen ausreichen, Veränderungen und Krisen bewältigen zu können.

Krisen decken Verwundbarkeiten auf

Mit dem Konzept der Verwundbarkeit rücken *externe* Veränderungen und Bedrohungen ins Blickfeld. Das, was verwundbar ist, können zum einen materielle Objekte sein. So wird zum Beispiel die Verwundbarkeit von Gebäuden gegenüber Wirbelstürmen, von Deichen gegenüber Hochwasser und von Kernkraftwerken gegenüber Tsunamis analysiert und gemessen. Mögliche Gefährdungen versucht man in diesem Kontext vor allem mit technischen und baulichen Mitteln in den Griff zu bekommen. Von dieser unter anderem im Katastrophenschutz vorherrschenden Perspektive können Forschungen unterschieden werden, die die Verwundbarkeit von Menschen, Bevölkerungsgruppen, sozialen Institutionen und Regionen analysieren. Neben sozialen Faktoren (Einkom-

men, Bildungsstand, Geschlecht, Alter, sozialer Status) spielt dabei auch die räumliche Herkunft eine wichtige Rolle. So gibt es bei Klimaänderungen neben dem unterschiedlichen regionalen *Ausmaß* eine unterschiedliche regionale *Empfindlichkeit*. „Länder mit vielen dicht bevölkerten Küstenregionen sind durch den ansteigenden Meeresspiegel bei vergleichbaren sozialen Umständen offensichtlich stärker gefährdet als andere Länder.“⁴ Die Verwundbarkeit von ärmeren Bevölkerungsgruppen verstärkt sich, weil sie meist in den besonders gefährdeten Gebieten wohnen. Dies trifft auch auf Industrienationen zu: „Die durch den Hurrikan Katrina in New Orleans ausgelöste Katastrophe hat das wie ein Lehrstück vorgeführt. [...] Das Hochwasser überflutete insbesondere die ärmeren Stadtviertel.“⁵

Ohne Sicherung öffnet sich das Fenster der Verwundbarkeit

Aber nicht nur ökologische, auch ökonomische und soziale Krisen decken Verwundbarkeiten auf. Ein Beispiel hierfür ist die Finanzkrise von 2008. An deren Folgen hatten vor allem Arme zu leiden – und hier wieder vor allem Arme in den unterentwickelten Regionen der Welt. Besonders getroffen wurden sie, weil Sicherungsmechanismen fehlten. Ohne diese waren sie den „Schockwellen“ ungeschützt ausgeliefert.

Dass fehlende Sicherungsmechanismen oder ihr Abbau auch in Industrienationen zu steigender sozialer Verwundbarkeit führen, zeigen die Forschungen zur Prekarisierung der Arbeitswelt. Beschrieben wird damit der Prozess der Verunsicherung und Verwundbarkeit, der mit der Flexibilisierung des Arbeitsalltags und der Globalisierung der Wirtschaft einhergeht.⁶ Robert Castel spricht auch von einer „Zone der Verwundbarkeit“, die weit in die Mitte der Arbeitnehmerschaft hineinreicht.⁷ Charakteristisch dafür ist eine „Unsicherheit, die in hohem Maße der Schwächung und Auflösung der schützenden Strukturen geschuldet ist“.⁸

Für all die genannten Beispiele ist ein Charakteristikum gemeinsam: Die Bewältigung von Veränderungen, Krisen und Schocks hängt mit dem Vorhandensein von (sozialen) Sicherungs- bzw. Versicherungsmechanismen zusammen.

Fehlen jene, öffnet sich das Fenster der Verwundbarkeit. „Verwundbar sein heißt also: Stressfaktoren ausgesetzt sein (externe Dimension), diese nicht bewältigen zu können (interne Dimension) und unter den Folgen der Schocks und Nichtbewältigung leiden zu müssen.“⁹

ZUKUNFTSFÄHIG SEIN HEIßT: RESILIENT SEIN

Der Gegenbegriff zu Vulnerabilität ist Resilienz. Sie ist dies nicht deswegen, weil sie die Vermeidung von externen Veränderungen und Krisen zum Ziel hat. Vielmehr geht es bei Resilienz um die Stärkung der internen Dimension, also um die Fähigkeit, Krisen zu meistern und die Handlungsfähigkeit zu erhalten bzw. zu stärken.

Resilienz-Strategien: schützen und lernen

Den Begriff Resilienz zu definieren ist nicht einfach, weil er in verschiedenen Bereichen zum Teil unterschiedlich gebraucht wird. „Ingenieure meinen damit im Allgemeinen die Fähigkeit eines Bauwerks, etwa einer Brücke, nach der Einwirkung äußerer Kräfte in seinen Ausgangszustand zurückzukehren. Im Notfallschutz bezieht sich der Begriff auf die Geschwindigkeit, mit der unentbehrliche Systeme nach einem Erdbeben oder einer Überschwemmung wiederhergestellt werden können. Ökologen verwenden ihn, wenn es darum geht, die unwiederbringliche Zerstörung des Ökosystems zu verhindern. In der Psychologie steht er für die Fähigkeit eines Menschen, sich von einem Trauma zu erholen. In der Wirtschaft wird damit häufig die Installierung von Back-up-Systemen bezeichnet, die das unterbrechungsfreie Funktionieren eines Systems im Falle von Naturkatastrophen oder von Menschen verursachten Krisen gewährleisten.“¹⁰ In all den erwähnten Bereichen bezeichnet Resilienz die Fähigkeit eines Systems, einer Institution, einer Region oder eines Menschen, „sich an dramatisch veränderte äußere Bedingungen anzupassen und dabei funktionsfähig zu bleiben“.¹¹ Ökologen, Geographen, Pädagogen, Psychologen, Ingenieure, Stadt- und Raumplaner – alle stellen sich die gleichen zwei Fragen: (1) Welche Vorkehrungen können wir in einer von permanenten Umbrüchen geprägten Zeit treffen, um uns selbst, unsere Regionen und Städte, unsere Unternehmen, unsere Wirtschaft,

unsere Gesellschaft und unseren Planeten dagegen zu wappnen? (2) Wie müssen ein Mensch, ein System, eine Region beschaffen sein, damit sie sich schnell an veränderte Bedingungen anpassen können? Anders formuliert: Es können zwei Resilienz-Strategien unterschieden werden: erstens die Fähigkeit, sich zur Wehr zu setzen (Gefahrenabwehr), und zweitens die Fähigkeit, sich an die von außen gestellten Anforderungen anzupassen.

In Anlehnung daran kann zwischen einer *kurzfristigen* und einer *langfristigen* Komponente von Resilienz differenziert werden.¹² In kurzfristiger Hinsicht hat Resilienz die Abwehr von akuten Gefährdungen zum Ziel. In langfristiger Hinsicht beinhaltet Resilienz den Aspekt der Anpassungs- und Lernfähigkeit.

Zeit gewinnen für eine „Große Transformation“

In ethischer Hinsicht bedeutet dies, dass das Anspruchsniveau im Umgang mit Krisen abgeschwächt wird. Nicht die Vermeidung von externen Veränderungen, Krisen und Schocks stehen im Mittelpunkt, sondern das Lernen, gegen Störungen weniger anfällig zu sein und mit Veränderungen besser zurechtzukommen.¹³ Ökologische Ansätze, die sich am Prinzip der Nachhaltigkeit orientieren, setzen demgegenüber auf die Risikominderung bzw. die Vermeidung der Gefahr.¹⁴ Damit verbunden ist die Aufforderung zu einer „Großen Transformation“¹⁵, d. h. zu einem Kurswechsel: Der Weg der kohlenstoffbasierten wirtschaftlichen Entwicklung soll verlassen werden, um den Klimawandel auf das Zwei-Grad-Ziel zu begrenzen. Nachdem es aber eher wahrscheinlich ist, dass die „Vermeidungsstrategien“¹⁶ nicht ausreichen (bzw. der Wille dazu zu schwach ist), rücken unumkehrbare globale Veränderungen immer näher. Die Folge ist: Es wird vermehrt die Frage nach der Anpassung gestellt. Das Konzept der Resilienz gewinnt damit an Bedeutung. Das heißt nicht, dass alle Anstrengungen für eine „Große Transformation“ (zur Vermeidung katastrophaler Auswirkungen des Klimawandels) weniger wichtig sind. Vielmehr geht es darum, die Nachhaltigkeitsstrategien um Anpassungsstrategien zu ergänzen.¹⁷ Dadurch wird Zeit gewonnen, um einen Wandel des jetzt dominanten Wirtschafts-, Gesellschafts- und Kultur-

modells anzustoßen. Denn natürlich sollte das Ziel sein, eine „transformation by disaster“ zu vermeiden.¹⁸

WIDERSTANDSFÄHIGE UND LERNENDE LÄNDLICHE RÄUME

Was können wir aus den Erkenntnissen über die Resilienz von Menschen und Systemen für die Entwicklung ländlicher Räume lernen? Dieser Frage nachzugehen, bietet sich schon deswegen an, weil ländliche Räume in der öffentlichen Wahrnehmung und in politischen Diskursen überwiegend als Verlierer (externer) Veränderungsprozesse angesehen werden. Die Stärkung und Förderung von Resilienz könnte dazu befähigen, sich von den Wellen sich rasch wandelnder Rahmenbedingungen und kaum steuerbarer Trends nicht „erfassen“ zu lassen, sondern sich ihnen anzupassen und ihren „Schwung“ für eine positive Entwicklung zu nutzen.

Dazu ist es aber zunächst einmal notwendig zu begreifen, was ländliche Räume „bedroht“. Hier spielen natürlich die Konsequenzen des demographischen Wandels eine Rolle. Nicht wenige ländliche Regionen haben zudem mit einer ausgeprägten ökonomischen Schwäche und hoher Arbeitslosigkeit zu kämpfen. Gerade jüngere und gut ausgebildete Menschen wandern daher ab. Anziehungspunkte sind die Metropolregionen. Die Folge ist ein stetiger Bevölkerungsrückgang. Damit einher gehen ökonomische und infrastrukturelle Abkopplungsprozesse und sozialräumliche Spaltungen.¹⁹ Zu beachten ist dabei, dass es hier nicht um den klassischen Stadt-Land-Gegensatz geht. Prosperierende ländliche Räume innerhalb der Metropolregionen stehen neben Kleinstädten, die 20 % ihrer Einwohner verloren haben, und Großstadtviertel, in denen sich Armutsmilieus verfestigen.

Resilienz durch räumlichen Ausgleich?

Welche Reaktionen und Lösungsansätze sind angesichts dieser „Bedrohung“ denkbar und sinnvoll? Die Planungsphilosophie der späten 1950er- bis frühen 1970er-Jahre hat darauf mit einer Politik der flächendeckenden Kompensation von räumlichen Ungleichheiten reagiert. Inspiriert und legitimiert wurde dieser Ansatz

durch den grundgesetzlich festgeschriebenen Auftrag zur Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse (Art. 72 Abs. 2 GG). Das damit verbundene sozialräumliche Integrationsversprechen bildete einen „zentralen Legitimationsbaustein des demokratischen Wohlfahrtsstaates“.²⁰ Wenn allerdings heute auf das Gleichwertigkeitspostulat verwiesen wird, dann ist dies oft nichts anderes als politische Rhetorik. De facto wird eine wachstumsorientierte Regionalpolitik betrieben, die vor allem die Innovationspotenziale in den Metropolregionen stärkt. Dies widerspricht der moralischen Intuition des Gleichwertigkeitspostulats. Gleichwertigkeit im Sinne strikter Gleichverteilung abzulehnen, darf nicht zur Konsequenz haben, auf jegliches Gerechtigkeitsmaß für die Bewertung von Lebensbedingungen zu verzichten.²¹ „Der demokratische Wohlfahrtsstaat muss auf der Basis einer generalisierenden Grundversorgung eine differenzierte Verknüpfung der sozialen Teilhabe aller Bürgerinnen und Bürger an der infrastrukturellen Daseinsvorsorge in der Bundesrepublik gewährleisten.“²²

Wohlstand jenseits von Wachstum

Die normativen und rechtlichen Ansprüche, die mit dem Gleichwertigkeitspostulat verbunden sind, nicht einfach unter den Tisch zu kehren, ist die eine Strategie, mit der für und mit ländlichen Räume/n auf aktuelle Veränderungen reagiert werden kann und sollte. Sie schützt ländliche Räume vor einer Abwärtsspirale – so wie durch verbindliche rechtliche Vorgaben prekarierte Arbeitnehmer vor Ausbeutung geschützt werden können. Weil damit Sicherungsmechanismen gestärkt werden, ist sie eine Resilienz-Strategie. Resilienz bedeutet aber mehr. Wie bereits erwähnt ist für längerfristige Resilienz-Strategien charakteristisch, dass sie in einen Anpassungs- und Lernprozess münden. Damit verbunden ist ein Perspektivenwechsel. Nicht mehr nur der Schutz vor Gefahren und Bedrohungen ist im Blick, sondern das „Lernen“, wie man weniger krisenanfällig und verwundbar wird. Dazu zählt zunächst einmal die kritische Reflexion, ob das gesellschaftlich und politisch dominierende und medial verbreitete Krisen- oder Bedrohungsszenario einer einseitigen Sichtweise geschuldet ist. „Der vorherrschende

quantitative Maßstab“, so Felix Kühnel, „geht mit statistischen Vergrößerungen einher, durch die qualitative Entwicklungen überblendet werden. Lebensqualität, Lebenszufriedenheit oder alternative Lebensformen lassen sich nur schwer quantitativ messen oder werden nicht erhoben.“²³ Die Glücksforschung weist schon länger darauf hin, dass keine direkte Kopplung von materiellem Wohlstand und Lebenszufriedenheit besteht.²⁴ Weil ökonomisches Wachstum allein nicht glücklich macht, wird der Ruf nach Alternativen der bisherigen Wohlstandsmessung immer lauter.²⁵ Andere gehen noch einen Schritt weiter und propagieren eine „Postwachstumsökonomie“,²⁶ in der „Wohlstand ohne Wachstum“²⁷ möglich ist.

Aus dieser Perspektive müsste dann auch eine quantitative Interpretation des Gleichwertigkeitspostulates kritisch betrachtet werden. Die klassische räumliche Ausgleichspolitik verstand das Gleichwertigkeitspostulat als eine „Angleichung der Daseinsvorsorge nach oben“.²⁸ Im Sinne einer „nachholenden Modernisierung“ sollten die „zurückgebliebenen“ zu den „entwickelten“ Regionen aufschließen. Grundlage dafür war ein quantitatives Verständnis der Verteilung von Zugewinnen.

Selbstermächtigung und Selbstwirksamkeit

Die Orientierung am Konzept der Resilienz bietet die Chance, diesen Pfad zu verlassen und sich auf eigene Stärken zu besinnen – auf Stärken, die dazu befähigen, die in Gang befindlichen Transformationsprozesse besser bewältigen zu können. Franz-Josef Radermacher hat diesbezüglich sogar zu einer ländlichen „Rückfallstrategie“ geraten.²⁹ Das europäische Forschungsprojekt Rethink Farm Modernisation and Rural Resilience greift in ähnlicher Form den Resilienz-Gedanken auf.³⁰ Resilienz wird als eine Kategorie verstanden, die zum Umdenken (Rethink) motiviert. Offen wird der Frage nachgegangen, ob nicht gerade das Verlassen des Wachstumspfad die Resilienz von ländlichen Regionen fördert bzw. deren schon vorhandene Resilienz stärkt. Auch der Politikwissenschaftler Michael Weigl rät dazu, nicht in einen Wettbewerb oder in eine „Aufholjagd“ zu den städtischen Lebensverhältnissen zu treten, sondern eine selbstbewusste regionale Strategie

zu pflegen. Es sollte, so Weigl weiter, auch nicht darum gehen, „den ländlichen Raum zu ‚stärken‘. Etwas, das ‚gestärkt‘ werden muss, hat scheinbar Defizite und hinkt hinterher. Vielmehr ist es Aufgabe, alle Räume – ob städtische oder ländliche – entsprechend ihrer Stärken und Schwächen zu bewerten und so aufzustellen, dass sie diese auch künftig ausspielen können.“³¹ Wenn engagierte Menschen aus eigener Kraft vor Ort kreative Projekte ins Leben rufen, dann erwächst daraus Lebensqualität und Gemeinschaftsgeist. In der Psychologie spricht man hier von Selbstwirksamkeit. Diese stärkt wiederum die Resilienz – nicht nur der einzelnen, sondern der gesamten Region. „Um Resilienz zu fördern“, so der österreichische Beitrag zum Europäischen Rethink-Forschungsprojekt, „ist es notwendig, eine Kultur zu schaffen, die Experimente aktiv unterstützt, unbürokratische Finanzierung auch für kleine Investitionen sichert und kühne Initiativen für ihr Innovationspotenzial anerkennt. So können die regionalen Strukturen engagierte Persönlichkeiten und Eigeninitiative unterstützen und die Resilienz der Region stärken.“³²

Der befreiende Charakter von Resilienz

Dem Umdenken (Rethink) stehen allerdings oft Pfadabhängigkeiten, Routinen und Innovationsblockaden entgegen. Sie unterbinden die Erprobung alternativer Lebens- und Wirtschaftsstile.³³ Vor diesem Hintergrund ist der im Konzept der Resilienz bislang weniger dominante Aspekt der Transformationsfähigkeit hervorzuheben. Diese geht über die reaktive Anpassung an externe Veränderungen hinaus. Transformation meint eine aktive Veränderung der bekannten Muster der Problemlösung. Vor allem in sozialwissenschaftlichen Ansätzen wird dieser Aspekt in das Resilienz-Konzept integriert, so z. B. im Bayerischen Forschungsverbund ForChange.³⁴ Der österreichische Beitrag zum europäischen Rethink-Forschungsprojekt spricht von einem notwendigen „Bruch in den Leitwerten und -zielen“, um die Resilienz einer Region zu sichern. Und der Verbund für Nachhaltige Wissenschaft (NaWis) hebt in seinen zwölf Thesen zu urbaner Resilienz und Real-laboren „die Fähigkeit zur Selbsterneuerung“ hervor. Dieser, so der NaWis-Verbund weiter,

„beinhaltet einen sozio-kulturellen Wandel, der von sozialen Innovationen der Bürger(innen), Reflexivität und Beteiligung geprägt ist“.³⁵

Für transformative Resilienz-Praktiken ist das lokale Handeln von entscheidender Bedeutung. Moralische Appelle können nur sehr wenig zur Transformation beitragen. Viel versprechender ist das praktische Einüben von nachhaltigen Lebensstilen. Dazu braucht es Pioniergruppen, Experimentierfelder und soziale Labore – eben das, was sich heute unter Überschriften wie „Raumpioniere“, „Transition Towns“ („Städte im Wandel“), „Commoning“ („Gemeinsame Nutzung, Pflege und Entwicklung öffentlicher Güter“) oder „Social Banking“ (Wiederindienstnahme des Finanzsektors für eine nachhaltige Entwicklung von Gesellschaft und Realwirtschaft) entwickelt. Je weniger eine Gruppe oder Region auf Fremdversorgung angewiesen ist, um Probleme, Krisen, Notlagen oder Katastrophen bewältigen zu können, umso resilienter ist sie. Eine Erhöhung regionaler Resilienz macht unabhängiger und souveräner. „Wenn lokale Ökonomien nicht ausschließlich von der Existenz großer Unternehmen, von Super- und Baumarktketten und von energetischer Fremdversorgung abhängig sind, wächst sowohl ihre ökonomische wie auch ihre ökologische Resilienz. Sie können sich besser gegen Arbeitsplatzverluste schützen und sich im Rahmen der ‚moralischen Ökonomie‘ (E. P. Thompson) lokaler Netzwerke gegen Gefährdungen durch Wirtschaftskrisen, Extremwetterereignisse oder auch Erdbeben besser absichern.“³⁶ Auch Selbsthilfeeinrichtungen, Genossenschaften, Nachbarschaftshilfen und Vereine „sind Resilienzgemeinschaften, die Schutz vor Bedrohungen, wechselseitige Dienst- und Hilfeleistungen und Gefühle von Aufgehobenheit und Gemeinschaft bieten“. Diese Sozialformen sind in ländlichen Räumen immer noch weit verbreitet. Sie „bilden einen sozialen Kitt, der in stärker fremdversorgten Strukturen wie in großen Städten so nicht vorhanden ist“.³⁷

Auf einen Nenner gebracht: Regionale Resilienz befreit aus Abhängigkeiten. Sie ist ein Beitrag zu mehr Mitbestimmung, Selbstermächtigung, Einfluss und Kontrolle – und in diesem Sinne nicht ganz unbedeutend für eine Verlebendigung der lokalen Demokratie, für die

Entwicklung nachhaltiger Muster des Arbeitens und Wirtschaftens und für den Abbau sozialer Ungleichheiten.³⁸

|| DR. MARTIN SCHNEIDER

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Christliche Sozialethik der Ludwig-Maximilians-Universität München im Forschungsverbund ForChange, Grundsatzreferent beim Diözesanrat der Katholiken der Erzdiözese München und Freising, Lehrbeauftragter an der Kath. Stiftungsfachhochschule München, Abt. Benediktbeuern

ANMERKUNGEN

- ¹ Zum Begriff der Vulnerabilität vgl. Christmann, Gabriela / Ibert, Oliver / Kilper, Heiderose / Moss, Timothy: Vulnerabilität und Resilienz in sozialräumlicher Perspektive. Begriffliche Klärungen und theoretischer Rahmen, (Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung, Working Paper 44), Erkner 2011, http://www.irs-net.de/download/wp_vulnerabilitaet.pdf, Stand: 30.1.2015.
- ² Vgl. Sen, Amartya: Poverty and Famines. An Essay on Entitlement and Deprivation, Oxford 1982.
- ³ Vgl. Sen, Amartya: Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft, München 1999, S. 196-229.
- ⁴ Misereor / Münchner Rück Stiftung: Global, aber gerecht. Klimawandel bekämpfen, Entwicklung ermöglichen. Ein Report des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung und des Instituts für Gesellschaftspolitik München im Auftrag von Misereor und der Münchner Rück Stiftung, München 2010, S. 27.
- ⁵ Knecht, Alban: Das Konzept der Verwundbarkeit – eine Theorie für die Probleme von morgen?, in: klima kunst kultur. Der Klimawandel in Kunst und Kulturwissenschaften, hrsg. von Johann Ebert und Andrea Zell, Göttingen 2014, S. 35-36.
- ⁶ Vgl. Schneider, Martin: Der Trend zu prekärer Beschäftigung. Eine Diagnose aus sozialetischer Perspektive, in: Amos international 2/2011, S. 19-26.
- ⁷ Vgl. Castel, Robert: Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, Konstanz, 2. Aufl., 2008.
- ⁸ Castel, Robert: Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit, in: Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, hrsg. von Robert Castel und Klaus Dörre, Frankfurt a. M. 2009, S. 21-34, hier S. 27.
- ⁹ <http://de.wikipedia.org/wiki/Vulnerabilit%C3%A4t>, Stand: 30.1.2015.
- ¹⁰ Zolli, Andrew / Healy, Ann Marie: Die 5 Geheimnisse der Überlebenskünstler. Wie die Welt ungeahnte Kräfte mobilisiert und Krisen meistert, München 2013, S. 16.
- ¹¹ Ebd., (im Orig. mit Hervorhebung).
- ¹² Vgl. Hahne, Ulf: Regionale Resilienz und postfossile Raumstrukturen. Zur Transformation schrumpfender Regionen, in: Transformation der Gesellschaft für eine resiliente Stadt- und Regionalentwicklung. Ansatzpunkte und Handlungsperspektiven für die regionale Arena, hrsg. von Ulf Hahne, Detmold 2014, S. 11-32, hier S. 14.
- ¹³ Vgl. Hahne: Regionale Resilienz, S. 9; Zolli / Healy: Überlebenskünstler, S. 14.
- ¹⁴ Vgl. Zolli / Healy: Überlebenskünstler, S. 34-36.
- ¹⁵ WBGU: Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation, Berlin 2011.
- ¹⁶ Hahne: Regionale Resilienz, S. 7.
- ¹⁷ Vgl. Zolli / Healy: Überlebenskünstler, S. 36.
- ¹⁸ Vgl. Sommer, Bernd / Welzer, Harald: Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne, (Transformationen, Bd. 1), München 2014, S. 10 f.
- ¹⁹ Vgl. Schneider, Martin: Raum – Mensch – Gerechtigkeit. Sozialethische Reflexionen zur Kategorie des Raumes, Paderborn 2012, S. 530-543.
- ²⁰ Kersten, Jens / Neu, Claudia / Vogel, Berthold: Demografie und Demokratie. Zur Politisierung des Wohlfahrtsstaates, Hamburg 2012, S. 47.
- ²¹ Vgl. Schneider: Raum – Mensch – Gerechtigkeit, S. 552-625.
- ²² Kersten u. a.: Demografie, S. 51.
- ²³ Kühnel, Felix: Von Verlusten, Peak Oil und Raumpionieren. Lokale Anpassungs- und Widerstandsstrategien in ländlichen Räumen, in: Transformation der Gesellschaft für eine resiliente Stadt- und Regionalentwicklung. Ansatzpunkte und Handlungsperspektiven für die regionale Arena, hrsg. von Ulf Hahne, Detmold 2014, S. 173-188, hier S. 178.
- ²⁴ Vgl. Wallacher, Johannes: Mehrwert Glück. Plädoyer für menschengerechtes Wirtschaften, München 2011.
- ²⁵ Vgl. Deutscher Bundestag: Schlussbericht der Enquete-Kommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität – Wege zu nachhaltigem Wirtschaften und gesellschaftlichem Fortschritt in der Sozialen Marktwirtschaft, (Drucksache 17/13300), Berlin 2013.
- ²⁶ Paech, Niko: Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie, München 2012.
- ²⁷ Jackson, Tim: Wohlstand ohne Wachstum. Leben und Wirtschaften in einer endlichen Welt, München 2013. Einen Überblick über Postwachstums-Ansätze liefert Muraca, Barbara: Gut leben: Eine Gesellschaft jenseits des Wachstums, Berlin 2014.
- ²⁸ Kersten u. a.: Demografie, S. 48.

- ²⁹ Den Hinweis verdanke ich Prof. Dr. Holger Magel.
- ³⁰ Vgl. www.rethink-net.eu, Stand: 30.1.2015.
- ³¹ Weigl, Michael: „Landlust“ und „Landfrust“. Das emotionale Potenzial des ländlichen Raums, in: *Ländliche Kultur – unterschätzt!*, hrsg. von Silke Franke und Holger Magel, (Hanns-Seidel-Stiftung, Argumente und Materialien zum Zeitgeschehen 96), München 2014, S. 9-15, hier S. 14.
- ³² http://www.wiso.boku.ac.at/fileadmin/data/H03000/H73000/H73300/PJ/rethink/rethink_Wickelfalz_folder_Region_klein.pdf, Stand: 30.1.2015.
- ³³ Vgl. WBGU: *Welt im Wandel*, S. 255.
- ³⁴ www.forchange.de
- ³⁵ De Flander, Katleen / Hahne, Ulf / Kegler, Harald u. a.: *Resilienz und Reallabore als Schlüsselkonzepte urbaner Transformationsforschung. Zwölf Thesen*, 2014, S. 284-286, hier S. 284 f, <http://gfzpublic.gfz-potsdam.de/pubman/item/escidoc:625888:4/component/escidoc:652897/625888.pdf>, Stand: 30.1.2015; vgl. auch Kegler, Harald: *Resilienz. Strategien und Perspektiven für die widerstandsfähige und lernende Stadt*, Basel 2014; Themenheft „Resilienz“ der *Informationen zur Raumentwicklung* 4/2013.
- ³⁶ Sommer / Welzer: *Transformationsdesign*, S. 181.
- ³⁷ Welzer, Harald: *Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand*, Frankfurt a. M. 2013, S. 191.
- ³⁸ Mittlerweile gibt es erste Ansätze zur Messung regionaler Resilienz (vgl. Pestel-Institut: *Regionale Krisenfestigkeit. Eine indikatorengestützte Bestandsaufnahme auf der Ebene der Kreise und kreisfreien Städte*, Hannover 2010). Die Untersuchung des Pestel-Instituts basiert allerdings rein auf quantitativen Größen regionaler Entwicklung und legt den Schwerpunkt auf die Betrachtung von Anfälligkeiten sowie stabilisierenden Faktoren. Die Lern- und Transformationsfähigkeit kann damit nicht „gemessen“ werden. Zu einem komplementären Ansatz vgl. Kegler: *Resilienz*, S. 86-137.